№ 24. Schlesische 1847.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 10. Juni.

Der Schmuggler.

Original-Novelle.

Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet von **Ferdinand Rieck**.

Es war ein heißer Augusttag des Jahres 17.. In dem freundlichen Badeort Altwasser, in der Nähe der alten Bergstadt Waldenburg, hatte sich in diesem Jahre eine sehr glänzende Badegesellschaft eingefunden und die herrlichen, romantischen Umgebungen der Natur, die Berühmtheit des damals grade im schönsten Flor prangenden Badeortes, hatten fast aus allen Gegenden Deutschlands, ja Europa's, eine übervolle Anzahl Gäste hier zusammengewürfelt, die den Heilquell Costaliens zur Wiederherstellung oder Stärkung ihrer Gesundheit im Gefolge der tausend socialen Freuden genießen wollten. Ein buntes, lebensfrisches Gemälde entfaltete sich allenthalben vor den Blicken des einsamen Beschauers. Die Quintessenz großer, menschlicher Leidenschaften traten hier zusammengedrängt in um so schärferen, grelleren Contrasten hervor, als die unendliche Verschiedenheit der socialen und individuellen Elemente hier in Rang, Charakter und den tausend anderen Abstufungen dem Psychologen manches interressante Räthsel und manche Frage zu lösen gab. Es ist überhaupt eine unbestrittene Wahrheit, daß der Mensch dem Menschen gegenüber oft das wichtigste und interessanteste Räthsel ist, und kein Ort in der Welt ist wohl geeigneter, um diese Beobachtungen einem erwünschteren Resultate zuzuführen, als grade ein Badeort! — —

Die Definitionen eines „Badeortes" lassen daher unendliche Variationen zu. Das ewige Thema „Lust" bestimmt den täglichen Thermometer des Badelebens, und Viele bedürfen nur eben der Göttin Hygyea, um dem geheimen Spiel der Leidenschaften einen geeigneteren Schauplatz, oder eine bessere Rollenvertheilung zu geben. —

Das Badeleben ist ein lebendiger Carneval in welchem nur die äußere Maske fehlt, um das Ganze vollständig zu machen. — —

Doch, wir wenden uns zum Eingange un

serer vorliegenden Erzählung, die der Leser vielleicht nicht ohne Interesse aus der Hand legen wird, zumal, wenn er ähnliche Ansichten und Ideen aus eigener Beobachtung bestätigt sieht, und an dem Gange menschlicher Schicksale überhaupt Interesse und Gefallen findet.

An jenem erwähnten Augustnachmittage hatte sich eine große Anzahl vornehmer Badegäste am grünen Spieltische versammelt, um der launischen Göttin Fortuna einige Silberblicke abzugewinnen. Es waren meist ältliche Herren, die fast täglich durch die geheime, unwiderstehliche Macht des Spiels getrieben, sich hier zusammenfanden, um aus der Büchse der Pandora entweder Glück oder Unheil zu schöpfen. Hoher Rang bekleidete die Meisten derselben; aber über den blitzenden Ordenssternen auf der Brust, leuchtete oft ein Antlitz, entstellt von geheimen Leidenschaften, oder Lebensüberdruß. Nur zwei junge Männer machten davon eine Ausnahme. Der Eine, von hoher, schlanker Gestalt und einem schönen, höchst einnehmenden Aeußern, von der feinsten Tournüre, fand sich öfters in Begleitung eines zweiten jungen Mannes bei der Gesellschaft an der grünen Tafel ein, und galt als einer der vornehmsten und reichsten Brunnengäste. Er machte als Attache einer fremden Gesandschaft am Badeorte ein großes Aufsehen, und die Herzen aller Damen neigten sich dem schönen Fremdling entgegen, der seinerseits die sehr beredten, vielfachen Huldigungen seines gepriesenen Reichthums und seiner männlichen Schönheit zwar mit feiner Artigkeit, aber sonst mit kalter Convenienz aufnahm und weibliche Bekanntschaften weder suchte, noch sich ihnen näher anschloß. Aber eben dieses vornehme, scheinbare zurückziehen erregte um so lebhafter den Wunsch und das Bestreben der schönen Damenwelt Näheres von dem interessanten Fremdlinge zu erfahren, der das geheime Gespräch in allen Salons und geselligen Zirkeln bildete. —

Seine reichgekleidete, zahlreiche Dienerschaft seine kostbaren Pferde und Wagen, Alles ließ auf bedeutenden Reichthum schließen, aber alle näheren Nachforschungen und Erkundigungen nach seinem Herkommen und seiner Familie blieben umsonst. Auch sein Name klang in den aristokratischen Kreisen als fremd und unbekannt, wie sich dies auch von selbst leicht erklären konnte. —

Der Chevalier du Mailly, so hieß der Fremde, gehörte offenbar einer französischen Familie an, obschon er vorgab, seit seiner Kindheit seinem Vaterlande entrissen worden zu sein.

Deßhalb sprach er auch nur wenig und fast nur gebrochen französisch, was sich aus jener biographischen Angabe leicht deuten ließ.

Dagegen sprach er gut Englisch und Deutsch und redete beide Sprachen mit großer Fertigkeit. In seiner übrigen Bildung zeigte sich eine Summe von trefflichen Kenntnissen und seine Gespräche bewiesen einen geläuterten Verstand und eine gereifte Lebenserfahrung, die man seiner Jugend kaum hatte zutrauen wollen.

Auch den Adel der Seele hatte er schon mehrfach durch große, mildthätige Gaben an die Armuth dargelegt, und so floß sein Lob fast aus jedem Munde, so oft er dieses auch bescheiden von sich abzulehnen suchte. Ein Ereigniß, welches sich bald darauf an dem Badeorte zutrug, gab Gelegenheit, den Ruf des merkwürdigen Gastes noch zu erhöhen und die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf ihn hinzulenken.

Die Ankunft einer fremden, reichen polnischen Gräfin mit ihrer überaus schönen Tochter war seit Kurzem erfolgt, und die Herzen der anwesenden, jungen Männerwelt flogen der neuen, herrlichen Erscheinung entgegen. Ein großes Fest wurde wenige Tage darauf zu Ehren der schönen Gräfin gegeben. Auch der Chevallier ward dazu eingeladen und fand sich bei der überaus glänzenden Gesellschaft ein, in

welcher diesmal die heiterste, ungezwungendste Laune und der größte Frohsinn herrschte. Ein solennes Feuerwerk und eine Wasserparthie sollte die Tages-Festlichkeit beschließen, zu welchem Ende man einen künstlichen See geschaffen hatte, auf welcher die Gesellschaft in mehreren buntverzierten erleuchteten Gondeln die Partie beschließen wollte.

Am Abend des gedachten Tages strömte eine große Menge Zuschauer aus dem benachbarten freundlichen Waldenburg und den umliegenden Ortschaften zusammen, um das seltene Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Und in der That gewährte der Anblick des, höchst geschmackvoll und kunstsinnig angeordneten Schauspiels den anziehendsten Reiz für jedes Auge. —

Die Gegend war wie verwandelt. — Flammende Sterne, aus unzähligen Lampen kunstvoll gebildet, strahlten im bunten Farbenspiele tausendfach in den dunklen Irrgewinden der Laub- und Blumenbouketts, in denen sanfte Harmonien, von Doppel-Chören ausgeführt, in leisen himmlischen Melodien durch die stille, würzige Abendluft getragen wurden. Es lag ein unnennbarer Zauber in diesen Tönen, in dem fernen, an den Bergen leise wiederhallenden Echo's, in der Flammenpracht der erleuchteten Grotten, des melancholisch, stillen, herrlichen Sommerabends. Die Zuschauer fühlten diesen wunderbaren Eindruck des Ganzen und nur im leisen verhallenden Summen und einzelnen Ausrufe gab sich die allgemeine Bewunderung der Menge zu erkennen.

Jetzt erschien die gefeierte Gräfin, von schimmernden Uniformen umgeben, in herrlicher polnischer Nationaltracht, die ihre Schönheit nur noch mehr erhob. Auch den jungen Chevalier bemerkte man unter den vorderen Reihen. Auch er trug heute eine glänzende Uniform, die seine hohe, edle Gestalt nur noch mehr hervor treten ließ. Unwillkührlich schweiften oft die Blicke der Gräfin nach ihm hin und man konnte wohl bemerken, daß sich ihre Aufmerksamkeit trotz der anziehenden, imposanten Umgebung und der Schaar ihrer Begleiter doch fast ausschließlich irgend einem geheimen Gegenstande zuzuwenden schien.

Dieser Gegenstand — war der Chevalier du Maill'y. —

So war die Gesellschaft bis an das Gestade des künstlich angelegten See's gelangt. Lotosblumen und andere Seeblumen blickten träumerisch und in wunderbarer Verschlingung aus den leise aufrauschenden, kleinen Welten hervor, als winkten sie ein Opfer in die geheimnißvolle Tiefe hinab. —

Eine Gondel, mit weißen Wimpeln beflaggt, rauschte mit kurzen Ruderschlägen heran, bereit, die hohen Gäste zu empfangen. —

Der Chevallier war mit unter denen, welche nach der Gräfin eingestiegen waren, Allmählich erlosch die Lampenpracht; im Gebüsch und von der nahen Höhe herab ertönte in sanften, leise hinsterbenden Adagio's die Musik der Bergleute herab und lautlos lauschte jedes Ohr den wunderbaren Tönen. Die Herzen der Zuhörer waren wie eingesargt, denn noch nie hatte ihr Ohr Aehnliches vernommen. Plötzlich trat vollkommene Dunkelheit ein. Nur die beiden erleuchteten Gondeln strahlten wie zwei flammende Goldstreifen durch die dunkle Nacht. Die Gondelführer sangen nach italienischer Sitte Festcanzonen und Gesänge in die stille Nachtluft hinaus und Gesang und Musik wechselten mit einander harmonisch ab. Da glühte es mit einemale ringsum auf, wie ein lichtes Feuermeer. Kanonenschläge und Raketen verkündeten den Anfang des großen Feuerwerks, welches den Beschluß des festlichen Tages bilden sollte. Ein feuriger Blumenregen rauschte aus drei purpurnen Vasen herab, Sonnenräder und Pyramiden verwandelten

sich im Nu in einen kleinen Paradiesgarten mit pracht-vollen Früchten an dessen Pforte der Namens zug der gefeierten Gräfin in leuchtenden, goldenen Buchstaben zu lesen war. —

Die Königin des Festes, die holde Gräfin selbst, war überrascht von dem Zauber dieser immer neuen und schöneren Abwechselungen und gab ihr Erstaunen und ihre unzweideutige Bewunderung ihrer zahlreichen Geleitschaft im wärmsten Danke zu erkennen.

„Der vollendeten Schönheit gebührt mit Recht diese Huldigung," sprach ein mit Ordenssternen reich geschmückter, ältlicher Herr zu der Gräfin gewandt, die ihr feuchtes, schwimmendes Auge sinnend auf den leuchtenden Wasserspiegel geheftet hielt und in tiefe Empfindungen verloren schien. —

„Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Obrist, entgegnete die Gräfin, die ihre Augen noch wie vor auf den durch die rothen Flammen in herrliche Beleuchtung gesetzten Wasserspiegel geheftet hielt.

Da zitterten leise Klänge aus dem seitwärts gelegenen großen Boskett. Harfentöne, von Meisterhand den Saiten entlockt, zogen durch die schweigende Nachtluft. Alles lauschte gespannt und verwundert dem unbekannten Spieler, der so eben sein Spiel mit folgenden Gesangesstrophen beendete:

Leise naht die Nacht auf ihren Schwingen
Und es schweigt in tiefer Brust der Schmerz;
Süßer Trost, er will in's Herz mir dringen
Wieder nah'n sich mir will Lieb und Scherz!

Welcher Zauber hält mich fest umfangen
Welche Wogen rauschen um mich her?
Welche Wünsche glühn in dem Verlangen?
Doch ich fühl' mich einsam stets und leer.

Eine Rose sah' ich himmlisch glühen
Prangend auf der silberklaren Fluth; —
Und gebannt — wer konnte hier entfliehen
Wo ihr Bild in meinem Herzen ruht! --

Irrend flieh' ich wohl von Land zu Lande
Und mein Schicksal reißt mich finster fort; —
Doch ich fühl im Herzen süß re Bande
Folge nun ihr bis zum letzten Ort! —

Folge, in der Phantasien Träume —
Wenn des Lebens Wetter mich umzieh'n, —
Blick' hinauf in jene Himmels-Räume
Wo die letzten, ird'schen Träume flieh'n! —

Der Sänger schwieg. Alles lauschte noch ergriffen auf seine letzten, leise verklungenen Worte. Auch die junge Grafin, von seltsamen, unerklärlichen Empfindungen überrascht, erhob sich und blickte unwillkürlich nach der Seite der Gondel, wo sie den Chevalier bemerkt hatte. Doch dieser — war verschwunden und ihre stille Ahnung wurde fast zur Gewißheit, daß er vielleicht der Sänger jenes Liedes gewesen sein könne. Zerstreut und nachdenklich bückte sie sich über den Rand der Gondel etwas weit hinaus, um eine weiße Seelilie zu pflücken, die aus den kleinen Wogen des See's wie verlangend ihre Krone zu ihr hinaufzustrecken schien.

Ein heftigerer Windstoß und die rasche Bewegung ihres Körpers ließ sie aber in diesem verhängnißvollen Augenblick das Gleichgewicht verlieren. Sie stürzte hinab über den bunten Bord des kleinen Fahrzeuges — ein Schrei — und ein schnelles Aufrauschen der Wellen war das Werk eines Augenblickes!

Eine seltsame Verwirrung entstand auf der Gondel. Alle jene reich-geschmückten Herren die der Gräfin so ritterlich ihren Schutz verheißen hatten, scheuten sich, aus verschiedenen naheliegenden Gründen das Rettungswerk zu vollbringen und nur Geschrei und Hilferufen ertönte von der kleinen Barke in die Ferne hinaus. Da vernahm man von der entgegengesetzten Seite, wo sich noch kurz vorher der treffliche Gesang des unbekannten Sängers hatte vernehmen lassen einen plötzlichen Fall in's Wasser und ein lauteres, kräftigeres zusammenschlagen der kleinen Wellen. Neuer Schrecken und neue Besorgniß! —

Doch man war zu sehr mit dem Schicksal der Gräfin beschäftigt, als daß man sich mit

diesem abermaligen Unfall lange in zweifelhaften Vermuthungen erschöpft hätte. —

Mit Einemmale erhellte Fackelglanz die jenseitigen Ufer. Ein hoher kräftiger Mann, triefend von Nässe, hielt eine zarte, ohnmächtige Gestalt in seinen Armen, an deren reichgekleidetem Anzuge man sogleich die junge Gräfin wieder erkannte, die Jener wahrscheinlich dem Tode in den Wellen entrissen hatte.

Ihr langes, aufgelöstes Haar floß schützend um ihre herrlichen Schultern, auf welche das bleiche wunderschöne Antlitz leblos niedergesunken war. —

Alles eilte nun jener Seite zu, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als die Gesellschaft in dem Retter der Gräfin — den Chevalier du Mailly wiedererkannte, der sich unbemerkt von der Gondel wieder entfernt hatte, um in der Einsamkeit seinen Gefühlen Worte und den Ausdruck der Empfindung zu leihen. — —

Er hatte an dem plötzlichen Fall und dem verworrenen Geschrei der Menge erkannt, daß der Gräfin ein Unglück begegnet sein müsse, war in die Fluth nachgesprungen und in der That seine Ahnung bestätigt gefunden.

Rasch und glücklich hatte er sie mit starkem Arm wieder an's Ufer zurückgebracht und sie sanft auf den grünen Rasenteppich niedergleiten lassen, wo die schöne leblose durch das vereinte Bemühen vieler Hände allmählich wieder in's Leben zurückkehrte.

Matt und verwundert schlug sie ihr schönes, dunkles Auge zu ihrer Umgebung auf, und als sie den Chevalier unter der nächsten Gruppe gewahrte, überflog ein liebliches Lächeln ihr bleiches Antlitz. —

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Doktor.

(Fortsetzung.)

Als der Doktor sein graues Haupt erhob und noch einmal kummervoll durch das Fenster schaute, erblickte er eine wohlbekannte Livree: es war die eines Bedienten des Obersten Morton, eines reichen Mannes, seines Vetters im zweiten Grade. Der Bediente näherte sich der Thür und klopfte. Dieses Klopfen brachte dem trostlosen Gemüthe des armen Arztes keine Hoffnung, denn er befand sich in jener Stimmung, wo nur die Verzweiflung vorherrscht und die Hoffnung sich weit hinter die Wolken zurückgezogen zu haben scheint, um nimmermehr des sorgenvollen Wesens Lebenspfad zu bescheinen. Erst als er das letzte Wort des Briefes, den man ihm einhändigte, gelesen hatte, stand er auf, schaute umher und fühlte es, als ob seine Seele aus der Gefangenschaft eines schwarzen Traumes hervorträte und ihm eine Aussicht auf glänzende Dinge eröffnete. Der Brief enthielt folgende Worte:

„Lieber Herr,

Mein Oheim, der Oberste Morton, ist sehr unwohl und hat, nachdem er seinen Widerwillen gegen die Dienste Ihrer Kunst überwunden — einen Widerwillen, der sich im hohen Grade über die ganze Fakultät erstreckt — Befehl gegeben, Sie zu rufen. Es thut mir sehr leid, daß ich so wenig Gelegenheit hatte, Sie zu sehen, seitdem ich mich in dieser Gegend aufhalte. Da Sie der nächste Verwandte meines Oheims in Irland sind, so würde es mir viel Vergnügen machen, häufig Umgang mit Ihnen pflegen zu können, doch ich denke, Sie kennen die seltsame Natur meines Oheims. Sie werden die Güte haben, keinen Augenblick zu verlieren, und sogleich nach dem Empfang

dieser Zeilen nach der Eremitage zu kommen. Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebener

Eremitage. Arthur Morton."

Doktor Foy schaute einen Augenblick sein dürres Roß an, ehe er in den schäbigen, altmodischen Gigh mit dem gesprungenen Firniß und den zerfetzten Kissen stieg. Es traten ihm beinahe Thränen in die Augen, während er die sichtbare Anatomie dieses ausgehungerten, kümmerlichen Pferdes mit seinem schwermüthigen Kopfe, seiner harten, trockenen Haut und seinen erbärmlich hervorstehenden Rippen betrachtete. Es war dieses Thier einst so schön, so fett, so glänzend gewesen, so voll Geist, so stark und thätig, daß man es als ein wahres Vergnügen ansah, ihm seinen Körper zur Fortschaffung anzuvertrauen und zu beobachten, wie es die schwerste Last zog, als ob es nicht im Geringsten dadurch bedrückt würde. Nun, da der Arzt sich in seinen ärmlichen Gigh setzte, befürchtete er beinahe, das dünne, zitternde Geschöpf könnte sogar seiner geringen Last erliegen. Während er nach der Eremitage fuhr, beschloß er in seinem Innern, die erste Einnahme, welche in seine Hände fallen würde, sollte wenigstens ein reichliches Futter Hafer seinem Rosse abwerfen, das dergleichen seit Wochen nicht mehr gesehen hatte.

Die Eremitage, der Wohnort des Obersten Morton, war etwas über zwei Meilen von der Stadt J — entfernt. Die letzten Strahlen der Sonne eines schönen Sommerabends streiften über die reizenden Berge und über das pittoreske Flüßchen, an welchem hin die Straße nach der Eremitage führte. Es muß ein unendlich tiefer Kummer sein, wenn er dem heilsamen Einflusse der Natur wiederstehen soll; es muß eine furchtbare Verzweiflung sein, wenn sie noch fortdauern soll, während die heitere Luft mit sanfter Stimme zu versichern scheint, sie werde Frieden und Ruhe über unsere Leiden ausbreiten. John Foy öffnete sein kummervolles Herz den gesegneten Einflüssen des Augenblicks und fühlte, wie sein Geist allmälig wieder erstarkte und Spannkraft gewann und die erhabene Macht der Ausdauer ihm aus allen Dingen, die ihn umgaben, zuströmte. Er begriff gar wohl, daß ein solcher Abend mehr geeignet war, einem kranken Geiste die Gesundheit wieder zu verleihen und das stockende Blut zu erfrischen, als alle Kunst, die er und seine Collegen übten.

Die Eremitage war ein schön gelegenes Herrenhaus von altem Baustyl. Seine Umgebung bildeten dicke, schattige, ohne große Kenntniß geschmackvoller Wirkung gepflanzte Bäume. Man vernahm kein Geräusch rings um das Haus; nichts war zu hören, nicht einmal das Bellen eines Hundes oder irgend ein anderes Lebenszeichen; Alles war ruhig genug, um mit dem Herannahen des Todes in Einklang zu stehen. Sobald der Doktor eintrat, begegnete er dem jungen Manne, der ihn durch einen Brief zu einem Besuche aufgefordert hatte. Arthur Morton grüßte ihn sehr freundlich. Er war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, Engländer von Geburt, und hielt sich erst seit sechs Monaten in Irland auf. Er hatte eine schöne Gestalt und ein hübsches Gesicht von etwas bräunlicher Farbe und ernstem, geistigem Ausdruck; sein großes dunkelbraunes Auge glänzte von Güte und Wohlwollen; eine vertrauensvolle Natur ließ sich nicht von ihm verkennen; seine Stimme war mild und edel, und sein ganzes Wesen beim ersten Anblick wohlgefällig. Doktor Foy war sehr ergriffen von der Erscheinung des muthmaßlichen Erben des Vermögens seines Vetters, das man allgemein für sehr beträchtlich hielt. Er war nie zu-

vor mit ihm zusammengetroffen, denn der Oberst hatte ihn, den Doktor, mit verletzender Rauhheit behandelt, als er ihn um ein Geldanlehen bat. Er beschloß nun, wenn er das Haus verlassen würde, Arthur Morton zu bitten, ihm wenigstens so viel zu leihen, daß er am Ende im Stande wäre, sich von dem ungestümen Drängen des Rothgerbers Marcus Brown frei zu machen.

Nachdem man ein paar Bemerkungen ausgetauscht hatte, führte Arthur den Arzt in das Schlafgemach seines Oheims. Die Zimmer, durch welche man kam, waren auf eine verschwenderische Weise ausgestattet; werthvolle Gemälde und reiche Meubles erblickte das Auge, wohin es schauen mochte. Er war offenbar reich, der Mann, der dem allgemeinen Gesetze unterliegen sollte. Das Zimmer, in welchem der Oberst lag, war ein großes, einsames, von den andern abgesondertes Gemach; kein Ton der Krankheit oder des Leidens war in demselben zu hören; der sterbende Mann lag bei dem Eintritte des Arztes so still da, als wäre er bereits in seinem Grabe. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, seine Gesichtszüge waren kühn und edel, erschienen aber jetzt groß, in Folge des Zustandes der Abzehrung, zu dem er herabgesunken war. Seine Augen hefteten sich auf das Gesicht seines armen Verwandten, als dieser eintrat, und erglänzten in dem beim Herannahen des Todes eigenthümlichen starren Feuer. Das Bett war breit und prachtvoll drapirt, aber der reiche Atlaß hatte von der ursprünglichen Frische seines Carmin verloren, obgleich er immer noch eine falsche Gluth über das bleiche Antlitz des Sterbenden warf.

Ganz nahe an seinem Kopfkissen saß eine fremde weibliche Gestalt, deren Gesicht beständig dem Obersten zugewendet war, jedoch nicht mit dem Ausdrucke der Sympathie oder des Mitleids; denn es lag in ihren Augen der kalte Schimmer des Irrsinns, und das widrige Verziehen der Lippen, das den mit Blödheit geschlagenen Personen eigenthümlich ist, wenn sie lächeln wollen, war beständig an ihr sichtbar. Sie schien nur wenige Jahre jünger als der Oberst und hatte ein unverkennbar fremdartiges Aussehen, wozu noch ihr seltsamer Anzug ganz besonders beitrug. Sie hatte eine Anzahl Juwelen von scheinbarem Werthe an sich; und der Kopfputz, der ihre grauen Locken bedeckte, war dem ähnlich, welchen man gewöhnlich bei den türkischen Frauen sieht. In ihren Gesichtszügen ließen sich noch Ueberreste früherer Schönheit wahrnehmen. Sie sprach nur unvollkommen Englisch, und man hörte sie überhaupt selten sprechen! geschah dies, so wiederholte sie höchstens ein paar Worte, deren Sinn ihre Umgebung eben so wenig kannte, als die Umstände, auf welche sie sich bezogen. Wie die Verbindung dieser Dame mit dem Obersten entstanden war, darüber hatte er sich nie genau erklärt. Er schien diesen Gegenstand, wenn die Rede darauf kam, stets zu scheuen, und behauptete nur, sie wäre eine orientalische Dame von Rang, welche er auswärts kennen gelernt. Sowohl ihr, als ihrer Familie sei er zu vielfachem Danke verpflichtet gewesen, und als ihre Familie unglücklich und sie selbst wahnwitzig geworden, sei sie seinem Schutze anheim gefallen. Der Oberst hatte sie ungefähr zehn Jahre vor der Zeit, von der wir sprechen, nach der Eremitage gebracht. Sie war im Hause nur als „die Lady" bekannt, und man wußte keinen andern Namen von ihr. Selten verließ sie die Seite des Obersten, so lange sich dieser in seinen vier Wänden befand, nie aber begleitete sie ihn vor die Thüre. Die Fremde war ein

harmloses Geschöpf und führte scheinbar nur ein Pflanzenleben; sie beschäftigte sich durchaus mit nichts Anderem, als damit, daß sie sich putzte, und hierin wurde sie nie müde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Schicksalswechsel.) Vor Kurzem legte ein Schiff an einer der Küsten der Südseeinseln an, und unter den Wilden, die herbeikamen, war auch ein Weißer, tätowirt wie die übrigen; sein Name war Tom Hardy. Er war, so erzählte er, vor zehn Jahren von einem Schiffe entflohen und als souveraine Macht mit einer Flinte, Pulver und Blei an's Land gestiegen, bereit, auf eigene Faust Krieg zu führen. Die verschiedenen Könige der großen Thäler des Landes bekriegten sich untereinander. Mit einem derselben, der ihm zuerst Anerbietungen machen ließ, schloß er ein Bündniß, und so wurde er, was er jetzt ist, der Feldherr des Stammes und der Kriegsgott der ganzen Insel. Seine Thaten und seine Feldzüge sind wunderbarer als die Napoleons. Bei einem nächtlichen Angriffe schlug seine unbesiegliche Flinte, unterstützt von der leichten Infanterie der Wurfspieße, zwei ganze Volksstämme und am nächsten Morgen lagen alle übrigen zu den Füßen seines königlichen Bundesgenossen. Auch blieb sein häusliches Glück hinter dem des Corsen nicht zurück; drei Tage nach seiner Ankunft im Lande erhielt er die wunderbar tätowirte Hand einer Prinzessin und mit ihr als Mitgift fünfzig doppelt geflochtene Matten von gespaltenem Grase, vierhundert Schweine, zehn Hütten in den verschiedenen Theilen des Landes und ein Edict des Königs, das ihn für immer für heilig und unverletzlich erklärte. Er war vollkommen mit seiner Lage zufrieden und sehnte sich nicht nach der Heimath zurück. Dort war er als Findling in die Welt gestoßen worden; war als Knabe dem Waisenhause entflohen, zu Schiffe gegangen und als er die harte Behandlung dort nicht länger ertragen konnte, unter die Wilden gegangen, wo er, wie er mit Bitterkeit hinzusetzte, endlich menschlich theilnehmende Herzen gefunden hatte.

Die Ehen wären tausendmal besser und schöner, als sie sind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in so nachlässiger Kleidung vor einander erschienen. Das Kind Amor fürchtet sich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaschenen Morgenhäubchen.

(Berichtigung.) Ein berliner Blatt meldete kürzlich: In Köpnik erschoß sich dieser Tage eine Kammerzofe aus Liebesgram. Zwei Tage darauf brachte dasselbe Blatt folgende Berichtigung: Unsere vorgestrige Selbstmordnotiz müssen wir dahin berichtigen, daß nicht in Köpnik, sondern in Potsdam, nicht eine Kammerzofe, sondern ein Kammerhusar, nicht aus Liebesgram, sondern wegen Schulden, nicht erschoß, sondern erhängte. — Das kann man schon eine Berichtigung nennen.

Auflösung des Räthsels in № 22:

Beifall.

Diese Zeitschrift erscheint alle Wochen einmal für den vierteljährigen Pränumerationspreis von 10 Sgr. und ist durch alle Königl. Postämter für 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Redaktion, Druck und Verlag von C. J. Schlögel.